

Anton Svensson

Der Andere



GOLDMANN

Lesen erleben

Anton Svensson

Der Andere

Thriller

Aus dem Schwedischen
von Lotta Rügger & Holger Wolandt

GOLDMANN

Die schwedische Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel
»En bror att dö för« bei Piratförlaget, Schweden.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Januar 2019

Copyright © der Originalausgabe 2017 by

Anders Roslund & Stefan Thunberg

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2017

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Published by agreement with Salomonsson Agency

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: FinePic®, München

Redaktion: Annika Krummacher

Autorenfoto: Anna-Lena Ahlström

AG · Herstellung: kw

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48316-7

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Die Vergangenheitsebene des Buchs
ist von tatsächlichen Ereignissen inspiriert,
während die Gegenwart rein fiktiv ist.

Schwarze Löcher

Blut. Noch nie hat er darüber nachgedacht, wie rot es ist.

Und wie viel davon ein Frauenkörper enthält.

Genug, um eine ganze Küche, eine ganze Diele und die ganze Treppe vom dritten Stock bis zur Haustür rot zu färben. Und dennoch bleibt ihr genug, um die Flucht fortzusetzen, weg von hier.

Der Putzlappen in seiner Hand wird immer dunkler. Er drückt den Rücken durch, stellt seine Füße fest auf den Boden und stemmt sich mit seinem vollen Gewicht gegen den PVC-Boden der Küche, um auch noch den letzten Fleck zu beseitigen. Dann wäscht er den Lappen im warmen Wasser des Eimers aus und rutscht auf Knien auf die Schwelle und die klebrigen Ritzen zu.

Was geschehen ist, geht niemanden etwas an. So läuft das nun einmal in einer Familie.

Mama hat wie ein verwundetes Tier gejammt, als sie nach draußen rannte, ohne sich noch einmal umzudrehen, gejagt von den Blutspuren, an denen er immer weiter herumschrubbt, bis nichts mehr zu sehen ist.

Leo erhebt sich wieder und streckt die Beine aus, nachdem er lange in ein und derselben Stellung verharrt ist. Seltsam. Eigentlich müsste er erschöpft sein, doch er fühlt sich irgendwie aufgekratzt und ruhig zugleich. Und stärker denn je. Jeder seiner Gedanken ist klar. Er weiß genau, was er zu tun hat. Ein unvergleichliches Gefühl, vielleicht wie damals, als er zum ersten Mal etwas getrunken hat, jener Augenblick, kurz bevor er zu betrunken war. Nur dass das Gefühl jetzt viel besser ist.

Das Küchenfenster mit den gestreiften Vorhängen geht auf die Straße. Leo schaut hinaus, sucht mit dem Blick nach Mama, die nicht mehr da ist. Nur die Flecken sind geblieben.

Und Papa?

Ist er wirklich noch da? Warum sitzt er da unten im Auto, als wäre nichts geschehen? Worauf wartet er eigentlich? Die Polizei kann doch jeden Moment hier auftauchen, verdammt.

Papa ist vom Gefängnis in der Nähe von Stockholm direkt hierhergefahren und hat die Wohnung gestürmt, um Mama zu töten. Aber er, sein ältester Sohn, ist auf seinen Rücken gesprungen, hat ihm den Arm fest um den Hals gelegt und so lange gekämpft, bis Papa aufgeben musste.

Die Küche ist fertig, keine Spur mehr vom Blut, alles riecht sauber.

In der Diele ist es schwieriger. Dort ist sie mehrere Male ausgerutscht, und die Flecken sind größer, fast wie Pfützen. Nachdem er lange geschrubbt und sich bis ins Treppenhaus vorgearbeitet hat, werden sie endlich kleiner. Das Putzwasser ist eher rötlich trüb als durchsichtig.

Dann schleicht er sich wieder zur Gardine.

Der gelbe VW-Bus steht immer noch dort unten. Papa sitzt am Steuer, die Tür ist geöffnet, und sein linkes Bein ragt heraus. Seine graue, weite Anzughose flattert im Wind, und er schlägt mit seinem braunen Lederschuh auf den Asphalt.

Papa scheint auf jemanden zu warten, was sonst hätte er dort zu tun?

Glaubt er etwa, dass Mama zurückkommt?

Oder ist Papa wütend und enttäuscht, denkt Leo, weil ich mich eingemischt habe, als er gerade Mamas Kopf erwischte hatte und ihr immer wieder das Knie ins Gesicht rammte? Hat er etwa vor, ins Treppenhaus und in die Wohnung im dritten Stock zurückzukeh-

ren? Bin jetzt ich an der Reihe? Schließlich habe ich dafür gesorgt, dass sie entkommen konnte, dass sie lebt.

Aber das Wilde, Lebendige und beinahe Glückliche in seinem Innern verdrängt die Angst. Er hat keine Angst, nicht einmal vor Papa.

Auf dem Frotteeteppich im Badezimmer liegt Mamas grüner Erste-Hilfe-Kasten mit dem Verbandszeug. Der Deckel mit dem weißen Kreuz steht offen. Jemand hat darin herumgewühlt. Er lässt ihn liegen, denn er muss erst den Putzlappen in die Mülltonne werfen und sich dann Mamas Blut vom Körper waschen.

Das warme Wasser spült die blutige Schicht von seiner Haut und bildet einen hübschen hellroten Wirbel, bevor es im Abfluss verschwindet.

Felix machte sich Sorgen. Das ist seine Art, aber dieses Mal war deutlicher als sonst zu erkennen, dass es ihm nicht gut ging. Vincent, sein jüngster kleiner Bruder, sagte kein Wort, sondern schloss nur seine Zimmertür hinter sich und kam nicht mehr zum Vorschein.

Ein dritter Kontrollblick durch das Küchenfenster. Jetzt. Jetzt kommt die Polizei. Und Papa, dieser Idiot, bleibt einfach sitzen! Geholt haben sie ihn schon früher einmal. Vor vier Jahren. Das war, als Papa mit Molotowcocktails das Haus von Leos Großeltern angezündet hatte, weil Mama sich dort versteckte. Aber damals war es umgekehrt – damals hatte die Polizei auf Papa gewartet, jetzt wartete Papa auf die Polizei.

Wenig später steht einer von denen im Treppenhaus und klingelt an der Wohnungstür. Er ist groß und noch ziemlich jung, das sieht Leo durch den Spion. Der Polizist betritt die Diele und merkt rein gar nichts. Das Blut ist weggewischt.

»Hallo, ich heiße Peter Eriksson und bin Polizist. Gleich kommt eine Sozialarbeiterin. Du musst dir also keine Sorgen machen.«

»Ich mache mir keine Sorgen. Warum sollte ich mir Sorgen machen?«

»Wie heißt du denn?«

»Leo.«

»Und wie alt bist du?«

»Alt genug.«

»Wie alt?«

»Vierzehn.«

Jetzt schaut sich der Bulle in der Diele um und beugt sich vor, um einen Blick in die Küche zu werfen. Aber dort ist nichts zu sehen, alles ist wie vorher, der Tisch steht wieder an seinem Platz, die beiden Stühle hat er aufgerichtet und unter den Tisch geschoben. Sogar der Flickenteppich, den er umgedreht hat, um die Blutflecken verschwinden zu lassen, liegt glatt zwischen den Tischbeinen.

»Ist es hier passiert?«

»Was?«

»Dein Vater hat es schon zugegeben. Ich weiß also, was passiert ist. Ich bin hier, um mir den Tatort anzusehen.«

»Hier ist es passiert.«

»Wo?«

»In der Diele hat es angefangen, und in der Küche war es dann zu Ende.«

Der Bulle lässt seinen Blick durch die Wohnung schweifen – über den Fußboden in der Diele und dann über die Schwelle in die Küche.

»Ich sehe, dass du geputzt hast. Es riecht sogar noch nach Reinigungsmittel. Aber das ist jetzt nicht so wichtig. Dafür hätte ich gerne gewusst, ob dein Vater früher schon mal hier war.«

»Er wohnt seit Jahren nicht mehr bei uns.«

»Also war er noch nie in dieser Wohnung?«

»Nein. Wir sind vor vier Jahren aus Stockholm hierhergezogen. Als Papa ins Gefängnis kam.«

Die Hand des Bullen auf der Türklinke. Offenbar will er gehen. Keine weiteren Fragen von jemandem, den das alles nichts angeht.

»Da ist noch was.«

»Ja?«

»Die Sozialarbeiterin vom Jugendamt heißt Anna-Lena. Sie wird dir und deinen Brüdern helfen.«

»Wir brauchen keine Hilfe.«

»Alle brauchen irgendwann einmal Hilfe.«

Dann geht er wieder. Kein Wort darüber, was aus Mama geworden ist. Papa hat aufgegeben. Vielleicht ist es ja deswegen.

Felix versteckt sich noch immer hinter der Couch im Wohnzimmer, kriecht aber hervor, sobald Leo ihm ein Zeichen gibt.

»Ist sie ... tot? Leo, ist sie tot? Sag schon.«

»Natürlich ist sie nicht tot.«

»Und wo ist sie dann? Wo, Leo? Sie muss schwer verletzt sein.«

»Sie ist Krankenschwester. Sie weiß, was sie zu tun hat. Wo sie hingehen muss.«

»Wo soll sie denn hin? Findet er sie denn nicht überall?«

»Nein. Die Polizei hat Papa festgenommen.«

»Ich kapiere es einfach nicht.«

»Was kapiertest du nicht?«

»Warum er hier aufgetaucht ist und sie totschiessen wollte.«

»Weil Mama die Familie auseinandergerissen hat.«

»Du wiederholst doch nur, was Papa gesagt hat.«

»Stimmt überhaupt nicht. Aber ich kenne Papa eben besser als du. So ist er eben.«

»Aber wenn sie ...«

Leo fängt die aufgeregten rudernden, fuchtelnden Arme seines kleinen Bruders ein, um ihn zu beruhigen.

»Felix. Ich verstehe, dass du dir Sorgen machst und Angst hast.«

»Ich ...«

»Aber ich *weiß*, dass sie es geschafft hat. Ich habe es selbst gesehen. Und jetzt musst du mir mit Vincent helfen, Felix. Okay?«

Leo lässt die beiden Arme, die ihn zu verstehen scheinen, los. Sie haben aufgehört zu fuchteln.

»Okay.«

Gemeinsam nähern sie sich der geschlossenen Tür.

»Vincent?«

Ihr kleiner Bruder antwortet nicht. Vorsichtig drückt Leo die Türklinke nach unten. Abgeschlossen. Er späht durch das Schlüsselloch, sieht nichts, der Schlüssel ist im Weg.

»Vincent, mach auf.«

Beide legen ein Ohr an die Tür und hören ihn dort drinnen schwer atmen.

»Der Verbandskasten.«

»Ist mir auch aufgefallen. Auf dem Badfußboden. Wenn er sich etwas angetan hat, Leo, wenn er ...«

»Ich kümmere mich drum.«

Leo ist schon unterwegs. Irgendwohin. Durch die Diele, Richtung Treppe.

»Wo willst du hin?«

»Zum Fallrohr.«

Felix ist nicht gern allein, wenn er sich nicht selbst fürs Alleinsein entschieden hat. Er betrachtet Vincents verschlossene Tür, die Farbe, die am unteren Rand der Tür abgeblättert ist, und die Klinke – als könne er sie durch reine Willenskraft öffnen. Er weiß genau, was Leo vorhat. Er wird hinunter auf den Hof hinter dem Mietshaus rennen. Von dort klettern sie, wenn sie den Wohnungsschlüssel vergessen haben, das Fallrohr hoch und auf den Balkon. Aber jetzt bringt das nichts, denn es geht ja um Vincents Tür. Also muss er am anderen

Fallrohr hochklettern, das zwischen Mamas Schlafzimmer und Vincents Zimmer in den Himmel steigt. Es verläuft direkt neben Vincents Fenster, das meistens offen steht. Dieser Weg ist viel schwieriger. Der Balkon hat ein Geländer, an dem man sich festhalten und über das man die Beine schwingen kann. Vincents Zimmer hat nur ein schmales, lebensgefährlich glattes Fensterblech mit scharfen Kanten. Leo muss sich mit einer Hand am Fallrohr festhalten, während er den anderen Arm ausstreckt und das Fensterblech packt. Und dann muss er sich mit einem schnellen Ruck hinüberwerfen. Das ist nicht einfach. Und wenn er jetzt ... es hat doch eben noch genieselt? Dann ist das verdammte Fallrohr so schmierig und rutschig wie nasses braunes Laub im Herbst. Er weiß nicht, wovor er am meisten Angst hat. Davor, dass Leo hinaufklettert und abstürzt, oder dass Vincent sich hinter der verschlossenen Tür etwas angetan hat.

Er versetzt der Türklinke einen Tritt und bereut es im nächsten Moment, weil er Vincent womöglich Angst einjagt.

Es ist sicher besser, die Klinke einfach nur im Auge zu behalten. Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als sie anzustarren und die Sekunden zu zählen. Bis sich die Klinke bewegt, Leo vor ihm steht und er eintreten kann.

Zweihundertachtundvierzig Sekunden.

Da geschieht es. Die Klinke bewegt sich tatsächlich, und die Tür geht auf.

So etwas hat er noch nie gesehen.

Niemals.

Felix tritt an das Bett, in dem Vincent liegt, und weiß nicht, ob er ihn berühren soll. Er tut es nicht. Stattdessen sucht er Leos Blick.

»Was ... sag mal, wieso hat Vincent ... sich in Mullbinden eingewickelt?«

Über den Boden verteilt, zwischen Spielzeugautos und Plastiksoldaten liegen Pappschachteln, die eigentlich in Mamas Verbands-

kasten gehören und Mullbinden enthalten. Jetzt zieht sich das kreideweisse Gewebe kreuz und quer über Vincents Körper. Von den Knöcheln über die Oberschenkel, den Bauch, die Schultern und den Hals bis zum Gesicht. Wie bei einem Siebenjährigen nicht anders zu erwarten, klaffen die Kanten auseinander, dazwischen sind Unterhose, T-Shirt und nackte Haut zu sehen. Am auffälligsten ist die bewusst ausgesparte Öffnung für den Mund, deren Geweberänder vom Atem befeuchtet werden.

»Das Blut da draußen ... Verdammt, Leo ... das war doch Mamas, oder?«

»Ja.«

»Nur Mamas? Schwörst du?«

»Nur Mamas.«

Leo geht vor Vincents zerwühltem Bett in die Knie und ergreift ein Stück Mullbinde, das vom Handgelenk herabhängt.

»Jetzt sind wir doch bei dir, Vincent, und Papa ist ganz weit weg.«

Die eine Hand hält das lose Ende der Mullbinde, die andere liegt auf Vincents bandagierter Wange.

»Ich finde, wir wickeln den Scheiß jetzt ab.«

Kaum versucht er, die erste Windung zu lösen, da reißt Vincent seinem großen Bruder die Binde mit aller Kraft aus der Hand. Ein erstickter Schrei ist zu vernehmen.

Felix steht immer noch an der Tür und scheint sich zu fragen, was da eigentlich gerade passiert. Da klingelt es an der Wohnungstür. Schon wieder. Durch den Spion ist die Frau zu sehen, die der Polizist angekündigt hat. Die Tussi vom Jugendamt. Und was das zu bedeuten hat, weiß er ganz genau. Also hetzt er zu seinem großen Bruder zurück.

»Wenn sie diese verdammte Minimumie sieht, sind wir erledigt, Leo.«

»Dann nimm du die Sache in die Hand, aber red nicht so laut. Ich mache auf, und du kümmerst dich um ihn.«

Inzwischen hat sich Vincent im Bett aufgesetzt, einen roten Filzstift genommen und rote Punkte auf seinen bandagierten linken Arm gemalt. Felix hört, wie Leo die Tür öffnet. Die Frau vom Jugendamt tritt ein, und ein Kleiderbügel klappert, als sie ihren Mantel aufhängt. Vincent ist dabei, einen großen roten Punkt auf seinen Bauch zu malen.

Felix flüstert: »Du musst dich hinlegen, hörst du, und so tun, als würdest du schlafen.«

»Ich bin aber nicht müde. Und *ihr* liegt ja auch nicht im Bett.«

»Du hörst doch die Frau da draußen, Vincent, oder? Sie darf dich jetzt nicht sehen.«

»Wer?«

»Das tut nichts zur Sache. Aber wenn sie dich sieht ... mit diesen ganzen ... mit dem ganzen Zeug, dann nimmt sie dich mit, kapiert?«

Wenn er das Laken glattzieht und die Decke aufschüttelt.

»Mach schon, verdammt!«

Wenn er das Kissen umdreht, verschwinden auch die Schweißflecken. Vielleicht legt sich Vincent dann hin.

»Sie kommt gleich!«

Ein paar rasche Handgriffe – Vincent gibt nach und legt sich hin. Felix deckt ihn fast ganz zu.

»Und jetzt atmest du wie beim Schlafen. Ein, aus, ein, aus. Ganz langsam.«

Dann verlässt er schnell das Zimmer und begegnet Leo und der Frau vom Jugendamt in der Diele. Er begrüßt sie, und sie lächelt.

»Und euer kleiner Bruder? Wo ist der?«

»Er schläft und hat die Decke über beide Ohren gezogen. Sieht gemütlich aus.«

Sie lassen die Frau vom Jugendamt ins Zimmer schauen, und sie sieht, was sie sehen soll. Ein Kind, das tief schläft und nicht gestört werden sollte. Das trifft sich gut, erklärt sie und sieht dabei Felix an, denn sie möchte nun mit Leo unter vier Augen reden.

»Erst will ich wissen, wie es Mama geht.«

»Felix? So heißt du doch, oder?«

»Ja. Wie geht es ihr?«

»Sie hat Schmerzen, Felix. Aber sie liegt im Krankenhaus und ist in guten Händen.«

Dann sind sie allein, Leo und die Sozialarbeiterin. Felix sitzt auf der Couch und sieht fern. Sie versucht, Leo die Lage zu erklären.

»Ich habe eure Mutter im Krankenhaus besucht. Die Ärzte schauen stündlich nach ihr. Sie muss noch ein paar Tage bleiben.«

Sie legt Leo eine Hand auf die Schulter, doch er windet sich so lange, bis sie wieder hinuntergleitet.

»Deine Mama will, dass du mit deinen beiden Brüdern hierbleibst, aber das geht nicht. Findest du nicht auch? Nicht, wenn ihr allein hier seid.«

Er reagiert nicht. Er hat ihre Worte vernommen, gedenkt aber nicht, die Wohnung zu verlassen. Nicht jetzt. Vincent, verdammt. Sie können doch nicht mit einer Mumie das Haus verlassen. Wenn sie ihn zwingen, den Verband abzunehmen, wird er hysterisch. Das würde alles nur verschlimmern.

»Felix ist elf und Vincent sieben. Das verstehst du doch?«

Ich versteh schon. Und ich weiß, was Papa gesagt hat.

Ab jetzt trägst du die Verantwortung.

»Ich kann mich um meine kleinen Brüder kümmern.«

»Du bist vierzehn.«

»Es gibt Vierzehnjährige, die viel schlimmere Dinge durchmachen müssen. Ich habe mal was über einen Jungen gelesen, ich glaube, das war in Brasilien. Er hat Fisch mit der Harpune gefan-

gen, um seine Familie zu versorgen. Eines Tages hat ihn die Harpune am Fuß erwischt, und da ...«

»Hör zu. Ich habe lange mit deiner Mutter gesprochen.«

Wieder liegt ihre Hand auf seiner Schulter und bleibt liegen, obwohl er sich windet.

»Leo, wie geht es dir? Jetzt gerade?«

»Jetzt gerade? Weiß nicht ...«

Er weiß genau, wie er sich fühlt. Aber nicht, ob das in Ordnung ist.

»Na ja, ganz okay, glaube ich.«

Dabei kann es doch wohl nicht in Ordnung sein, wenn man sich so verdammt stark fühlt. Beinahe glücklich. Und wie kommt es, dass dieses Bild in seinem Innern sogar das von seiner blutenden, flüchtenden Mutter ausradiert?

»Deine Mutter hat alles erzählt.«

Die Stimme der Frau vom Jugendamt. Voller Ernst. Sie will alles wissen. Jetzt kommen die Fragen.

»Ich will nicht darüber reden.«

Kein Wort, zu niemandem, über das, was passiert ist. Das macht es nur noch schlimmer.

»Worüber willst du nicht reden?«

»Über das, was Sie wissen wollen – was Papa getan hat.«

Die Hand liegt immer noch auf seiner Schulter.

»Deine Mutter musste mir gar nicht erzählen, was er getan hat, das konnte ich sehen. Anhand ihrer Verletzungen. Aber sie hat erzählt, was *du* getan hast. Von deinem Mut. Dass sie nur deswegen entkommen konnte.«

Plötzlich verliert er die Fassung.

Darauf war er nicht vorbereitet.

Das angenehme Pochen in seinem Körper stoppt abrupt, wird weggespült. Das frohe, weiche Gefühl verlässt jedes Glied, jeden

Muskel und Gedanken. Er möchte weinen. Der ganze Scheiß, der aus ihm herausbrechen will, drückt auf seine Brust. Aber er wird keine einzige Träne entwischen lassen. In ihrer Gegenwart zu weinen würde alles zerstören.

Er befreit sich zum zweiten Mal und läuft in die Küche. Aber sie lässt nicht locker, sondern folgt ihm. Die Mahlzeit, die sie nicht gegessen haben, steht noch kalt auf dem Tisch. Er nimmt eine Schüssel nach der anderen und öffnet dann den Ofen. Hundertfünfzig Grad genügen.

»Wo ist Papa?«

Seine Stimme ist fest, keine Träne in Sicht.

»Er kommt nicht zurück.«

»Das ist mir auch klar. Ich will wissen, wo er ist.«

»Bei der Polizei.«

»In U-Haft?«

»Ja.«

Er sieht ihren Blick. Sie sehen immer so aus, wenn sie finden, dass er dieses Wort eigentlich nicht kennen sollte.

»Da hat er auch schon früher gegessen. In U-Haft.«

»Du brauchst dir keine Sorgen zu machen, dass er zurückkommt. Das wird noch lange dauern.«

»Ich mache mir keine Sorgen. Warum auch? Ich verstehe nicht, warum wir nicht einfach die paar Tage hierbleiben können.«

»Weil du erst vierzehn bist. Weil ihr, du und deine jüngeren Brüder, etwas erlebt habt, was Kinder nicht erleben sollten.«

Du hast doch keine Ahnung, was wir verkraften. Oder was wir alles gesehen haben.

Er will es laut aussprechen, ihr antworten.

Aber das wäre nicht sonderlich klug.

»Leo, hör zu. Das ist jetzt wichtig. Wenn deine Mutter länger bleiben muss, dann müsst ihr bei einer anderen Familie wohnen.«

»Was soll das heißen ... bei einer anderen Familie?«

»So etwas zu organisieren kann ein Weilchen dauern. Bis dahin kommt jemand hierher und kümmert sich um euch.«

»Hierher? Und wer?«

»Das weiß ich noch nicht so genau. Wir haben einen Bereitschaftsdienst mit netten Leuten, die einspringen, wenn so etwas passiert. Im Laufe des Abends erfahren wir Genaueres.«

Eine andere Familie. Leo rückt das schon lange wartende Besteck auf dem Küchentisch zurecht. Offenbar ist es verrutscht, als Papa Mama mit seinem Knie bearbeitete. *Wir haben schon eine Mama, auch wenn sie im Krankenhaus liegt.* Er stellt Gläser und eine Plastikkanne mit Eiswasser auf den Tisch. Dazu war sie nicht mehr gekommen. *Wir haben schon einen Papa, auch wenn er in einer Gefängniszelle sitzt.* Zu guter Letzt faltet er umständlich Küchenkrepp zu Servietten, die er mit dem Handrücken glattstreicht. *Und deshalb übernehme ich jetzt das Ruder.*

»Wissen Sie ...«

Er bemüht sich, den Blick der Sozialarbeiterin aufzufangen. Er weiß immer noch nicht, wie sie heißt, aber das ist ihm auch egal.

»Ja?«

»Wenn das so ist, könnte sich dann nicht Agnetha um uns kümmern?«

»Wer ist Agnetha?«

»Sie wohnt im zweiten Stock. Agnetha ist Mamas Freundin. Sie ist oft bei uns und sicher genauso nett wie Ihre Leute vom Bereitschaftsdienst.«

Vincent sitzt halb zurückgelehnt im Bett. Sobald die Jugendamt-tussi in den zweiten Stock verschwunden war, ist er zur Toilette gerannt. Jetzt muss er den ganzen Bauch noch einmal bandagieren.

Felix scheint aufgegeben zu haben. Er atmet ruhiger und lehnt sich an die Bettkante. Ein bandagierter kleiner Bruder ist nicht mehr so furchteinflößend.

»Was ist da draußen eigentlich los, Leo? Ist sie endlich weg? Es klang so.«

»Sie kommt gleich wieder.«

»Hat sie noch was von Mama erzählt?«

Leo setzt sich neben seine jüngeren Brüder und lehnt sich an dieselbe harte Bettkante.

»Hör mal zu, Felix, sie wird noch ein paar Tage weg sein.«

»Wie viele?«

»Ein paar.«

»Wie viele?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wie viele?«

»*Ich weiß es nicht.*«

Felix ist mit der Antwort nicht zufrieden. Leo kennt diesen Gesichtsausdruck. Sein Bruder wird so lange weiterfragen, bis er eine Antwort erhält. Doch jetzt gibt es keine. Felix scheint das zu spüren. Statt unentwegt »wie viele?« zu wiederholen, bricht er in Gelächter aus. Ein Gelächter, das sie nie zuvor gehört haben. Es ist

eher ein Kichern und kommt nicht wie sonst von tief da drinnen, sondern entsteht weit vorne auf den Lippen – völlig aus dem Nichts und ohne Zusammenhang. Langsam wird es lauter, gleichzeitig beginnt er zu sprechen, kichernd, über die Mumie im Bett, den Bullen, die Frau vom Jugendamt, dann über die ganzen Blutlachen auf dem Boden, Mensch, Leo, das Blut muss gespritzt haben. Gespritzt! Felix kichert, doch Leo will sich das nicht mehr anhören, richtet sich auf und wendet sich Vincent zu.

»Alles in Ordnung, mein kleinstes Brüderchen?«

Der Bauch ist fertig. Frisch verbunden. In sorgfältigen Windungen. Aber die Finger seiner rechten Hand sind frei, und die führt Vincent an den Mund, ehe er antwortet, nachdem er einen Streifen von der Mullbinde über die Oberlippe geschoben hat.

»Ja.«

Dann zieht er den nächsten Streifen unter die Unterlippe.

»Nein.«

Wieder nach oben. Wieder nach unten.

»Ja. Nein.«

Rauf und runter. Die kleine Öffnung am Mund öffnet und schließt sich wieder.

»Ja. Nein. Ja. Nein. Ja. Nein.«

Bis Leo ihm vorsichtig über die weißbandagierte Wange streicht.

»Gut, Brüderchen. Bestens.«

In diesem Augenblick klingelt es an der Tür.

Sorgfältig schließt Leo die Zimmertür und eilt dem monotonen Klingelton entgegen.

Die Frau vom Jugendamt und hinter ihr Agnetha.

Sie lächeln.

»Wir machen es so, wie du vorgeschlagen hast.«

Die Frau vom Jugendamt lächelt am breitesten, schließlich führt sie auch das Wort.

»Agnetha wird sich um euch kümmern. Zumindest heute Abend, heute Nacht und morgen. Dann sehen wir weiter.«

Ihr Mantel hängt an einem der Haken unter der Hutablage. Sie knöpft einen Knopf nach dem anderen zu, und Leo hofft, dass das Gekichere nicht bis in die Diele dringt.

»Aber das geht nur unter einer Bedingung.«

»Ja?«

»Dass Agnetha kommen und gehen kann, wie sie es für richtig hält. Sie und ich bleiben die ganze Zeit in Verbindung. Okay, Leo? Okay, Agnetha?«

Er nickt, und beide warten auf Agnethas Zustimmung, aber sie reagiert nicht. Bald ist ihnen klar, warum. Ihr Blick ist an einer Stufe im Treppenhaus hängengeblieben. Dort, wo Mama gestolpert ist und sich übel verletzt hat. Das ist der einzige Fleck, den er nicht richtig wegbekommen hat. Dort war besonders viel Blut. Außerdem hatte er es eilig.

Er wartet, bis sie gegangen sind.

Der Putzeimer steht immer noch an derselben Stelle im Badezimmer.

Er füllt ihn mit lauwarmem Wasser und einem Schuss Spülmittel, weicht den Putzlappen ein und scheuert dann, indem er sich mit seinem ganzen Gewicht auf den Steinboden stemmt, bis der allerletzte Tropfen verschwunden ist.

Jetzt weiß er es ganz genau.

Er öffnet die Tür zu seinen beiden Brüdern – der eine kichert hysterisch, der andere spielt Verstecken hinter den Mullbinden – und lässt sich mit dem Rücken zur Bettkante auf den Boden sinken.

»Ich weiß immer noch nicht, wie viele Tage, Felix. Aber ich weiß, dass wir es schaffen.«

»Was denn?«

»Das, was ich mir ausgedacht habe. Und du wirst mir helfen.«

»Ach ja?«

»Hast du die blaue Tasche noch? Die mit den Karten?«

»Ja.«

»Hol sie.«

»Warum?«

»Die Frau vom Jugendamt will uns ausquartieren. Aber ich lasse das nicht zu.«

Felix' Kichern hat sich etwas gemäßig. Er erhebt sich betont langsam, um zu zeigen, wie sehr es ihm widerstrebt.

»Los, Felix, hol sie einfach.«

Die blaue Kartentasche, kaum größer als eine Ansichtskarte, aber dick wie eine Pralinschachtel, fliegt in gekonntem Felix-Wurf von der Schwelle Richtung Bett und streift vor der Bruchlandung beinahe Leo und Vincent.

»Zufrieden?«

Aus einem offenen Seitenfach des Täschchens ragt ein Kompass, der es Leo ein wenig erschwert, die Karte herauszuziehen und aufzufalten. In einem Maßstab von 1:5000 sind darauf alle Fahrradwege, Straßen und Pfade von Falun eingezeichnet.

»Schau mal hier.«

Leo deutet mitten auf die Karte, und Felix versucht zu schauen, begreift aber nicht, worum es geht.

»Was denn?«

»Die Wege, die von der Ortsmitte in den Wald führen.«

Leos Zeigefinger landet auf einem Viertel am Rand von Falun. Eckige Buchstaben bilden das Wort SLÄTTA. Felix weiß genau, wie es dort aussieht. Er war ein paarmal dort, es gibt in Slätta einen ziemlich lausigen Fußballverein.

»Und? Was ist damit?«

»Ich erkläre dir alles, wenn wir dort sind.«

»Wo?«

Eilig faltet Leo die Landkarte zusammen, und Felix spürt geradezu, wie neue Knicke ins Papier gepresst werden.

»Wo fahren wir hin, Leo? Und die Karte will ich zurück, wenn wir fertig sind. Mach sie nicht kaputt, sie hat fünfzehn Kronen gekostet.«

»Du kannst zehn von diesen Scheißkarten kriegen, wenn wir fertig sind. Komm jetzt mit, dann zeige ich es dir.«

»Was denn eigentlich?«

»Wirst du schon sehen.«

»Und die Mumie?«

»Er hat gesagt, er will allein sein. Soll er halt. Wir sind bald wieder zurück.«

Der Ausguck. Offenbar wird er so genannt. Der kleine Hügel hinter den Dornenbüschen, die den Platz umgeben. Dicht nebeneinander haben sie sich hingekauert, der Wind fährt ihnen durchs Haar, und Laub taumelt über die weite Asphaltfläche. Für einen Augenblick vergessen sie beinahe diesen beschissenen Tag.

»Leo?«

»Ja?«

»Was machen wir hier?«

»Wirst du gleich sehen.«

Leo bläst die Backen auf, was bedeutet, dass er sich vollkommen konzentriert und alles um sich herum ausblendet. Das tut er manchmal, dann verkriecht er sich in sein Inneres. Felix folgt seinem Blick. Eine Frau, etwa in Mamas Alter, überquert den Platz. Leo mustert sie eingehend. Oder vielleicht eher die Ledertasche in ihrer rechten Hand.

»Siehst du die Tasche?«

Also doch die Tasche. Sie ist braun und wirkt nicht sonderlich schwer.

»Ja.«

»Weißt du, was da drin ist?«

»Du etwa?«

»Mmm.«

»Und zwar?«

»Fünfundzwanzigtausend. Manchmal auch vierzig oder sogar fünfzig.«

»Fünzigtausend ... was?«

»Kronen.«

Die Frau geht vom ICA-Supermarkt zur gegenüberliegenden Bank. Sie macht große energische Schritte in hochhackigen Lederstiefeln, deren Geklapper vom Wind bis zum Ausguck getragen wird.

»Jeden Tag dieselbe Strecke. Kurz nach Ladenschluss. Quer über den Platz mit der Tasche in der Hand. Und da drüben wirft sie das Teil ein, siehst du?«

Sie zieht eine Metallbox aus der Ziegelwand, kippt sie und lässt die Tasche in ein zahnloses Maul fallen, das Ledertaschen schluckt.

»Das ist die Tageskasse vom ICA-Laden.«

»Woher weißt du das?«

»Der Sohn des Eigentümers hat in der Raucherecke damit rumgeprotzt.«

Jetzt ist sie fertig – und kehrt ohne Tasche zur größten ICA-Filiale der Gegend zurück.

»Sind wir fertig? Ich will nach Hause.«

»Raffst du überhaupt, warum wir hier sind?«

»Vincent ist allein. Lass uns gehen, Leo.«

»Die Tasche. Die hol ich mir.«

Felix, der sich bereits erhoben hatte, lässt sich noch einmal auf die Knie sinken.

»Die Tasche ... holen?«

»Ja.«

»Wie holen?«

»Klauen. Ein Heist.«

»Heist?«

»Das ist Englisch und heißt so viel wie superschlauer Coup.«

»Das ist kein bisschen schlau. Das geht doch gar nicht.«

»Und ob es geht. Ich weiß auch, wie. In dem Moment, in dem sie das Geld einwirft. Genau dann schnappe ich mir die Tasche.«

»Aber ...«

Felix verstummt, denn die Frau mit den hohen Absätzen in Mamas Alter hat Gesellschaft bekommen. Ein Securitas-Mann in Uniform, dessen Aufgabe darin besteht, das Einkaufszentrum zu bewachen, indem er von morgens bis abends seine Runden dreht, und der sich jetzt zu der Frau mitten auf dem Platz gesellt.

»Shit. Robbans großer Bruder.«

»Kein Problem.«

»Klicken. So heißt er. Klicken mit dem Gummiknüppel. Klicken mit dem großen Funkgerät. Der kennt dich doch, verdammt nochmal!«

»Auch das ist kein Problem.«

Felix beobachtet den Wachmann, den großen Bruder von Robban.

Wenn sich Leo die Geldtasche schnappt, holt ihn Klicken mühe-los ein. Nur zwei, drei große Schritte sind nötig.

»Das geht nicht. Hörst du, Leo? Ist dir eigentlich klar, wie schnell der rennt? Und selbst wenn er dich nicht erwischt, erkennt er dich trotzdem.«

»Mich kriegen sie nie dran.«

»Und woher willst du das wissen? Du bist ein verdammter Idiot! Du hast keine Ahnung!«

»Ich hab doch gesagt, dass ich das hinkrieg, oder nicht? Man trägt eine Maske. Und bevor man zuschlägt, legt man falsche Spuren aus.«

Der Wachmann scheint zu wachsen. Vielleicht starrt Felix auch nur zu sehr die Uniform, den Gummiknüppel und das Funkgerät an. Während Leo ihn gar nicht wahrzunehmen scheint.

»Ich will nach Hause.«

»Einen kleinen Moment noch.«

»Leo, lass uns gehen. Der Wachmann. Robbans Bruder. Und ...«

»Nur ganz kurz.«

Felix zieht Leo am Jackenärmel.

»Jetzt bist du genau wie ... damals ...« Er zieht stärker. »Als du dich mit Kekkonen prügeln wolltest. Als du Papas Messer genommen hast. Wenn du nicht zuhörst und dich komplett abschottest. Wenn du nicht bei mir, sondern nur bei dir bist.«

Felix steht auf und geht los. Wenig später hört er Schritte. Leo im Dauerlauf.

»Felix ... bleib stehen!«

Dann hat er ihn eingeholt, und sie gehen nebeneinander her.

»Du *musst* mitmachen.«

»Leo – vergiss es.«

»Du musst nämlich den verdammten Wachmann weglocken!«

»Kapiert du's nicht? Ich will da nicht mitmachen! Und ich *werde* auch nicht mitmachen!«

Leo packt seinen kleinen Bruder, gar nicht fest. Freundliche Hände umfassen die schmalen Schultern, bis sie beide stehen bleiben müssen. Er lächelt, ja, er lacht sogar ein wenig, so wie manchmal, wenn sie miteinander Spaß haben.

»Felix? Wir beide können machen, was wir wollen, solange wir es zusammen machen. Gemeinsam dribbeln wir Klicken mühelos ins Abseits. Ein Ablenkungsmanöver. So nennt man das. Der Wachidiot wird gar nicht kapiert, wie ihm geschieht.«

»Ich will nicht. Will nicht. *Will nicht.*«

»Hör zu, ich habe mir alles genau überlegt ...«

Felix schaut weg, hält sich die Ohren zu, geht weiter. Leo folgt ihm.

»Du brauchst keine Angst zu haben. Kein bisschen. Dieser Platz gehört uns.«

Dann streckt er den Arm aus.

»Diese Bronzestatue, die da drüben zwischen den Bänken steht?

Siehst du die, Felix? Diese Statue – das sind wir danach! Dort werden wir stehen und glänzen.«

Felix drückt seine Hände noch fester auf die Ohren.

»Und weißt du, was das Beste daran ist, Felix? Dass wir es nur einmal machen. Dreißig oder vielleicht sogar vierzig Tausender in einer Ledertasche. Ein einziges Mal.«

Leo sieht zu der Person hinüber, die nicht zuzuhören scheint, die einfach weitergeht. Es ist immer das Gleiche. Wenn Felix einen Entschluss gefasst hat, schaltet er auf stur.

Er muss die Taktik ändern.

Vielleicht hatte er es ja zu eilig. Schließlich ist so viel passiert, was erst einmal in Ordnung gebracht werden muss.

Die Frau vom Jugendamt. Der Bulle. Die Leute von der Bereitschaftsliste. Das Blut. Die U-Haft. Eine andere Familie.

Ein Tag mit lauter Wörtern, von denen er nicht geahnt hat, dass er sie eines Tages jemandem erklären muss, der sich die Ohren zuhält. Wörter, die nur eines bedeuten: *eine lange Zeit*.

Eine lange Zeit für drei Brüder, die allein in einer Wohnung leben.

Eine lange Zeit für Mama, die im Krankenhaus liegen muss, bis alles verheilt ist. Er weiß, dass Felix sich noch mehr Sorgen machen und noch trauriger sein wird.

Aber auch eine lange Zeit für Papa in seiner Gefängniszelle. Und das wird Felix beruhigen.

Denn er braucht doch seinen kleinen Bruder, damit es gelingt.

**»Wenn ich mich verändern kann,
dann kannst du es auch.«**

Er wurde von einem schlichten Schild begrüßt. Es war an zwei Rohren festgeschraubt und wies beharrlich nach links.

Justizvollzugsanstalt 2 km

Er trat leicht auf die Bremse und bog zügig ab. Dann ließ er seinen schweren Körper wieder in den durchgesessenen, unendlich weichen Fahrersitz sinken.

Veränderung.

Wenn dir die Kraft fehlt, um weiterzulaufen. Wenn du nicht nach Hause findest, nicht einmal weißt, wo dieses Zuhause ist.

Dann bot Veränderung über kurz oder lang den einzigen Ausweg, davon war er überzeugt.

Genauso überzeugt wie von der Tatsache, dass die kurvige Straße, auf die er abgebogen war, vor einer sieben Meter hohen Mauer enden würde. Dicker Beton, der so lange als Abschottung gedient hatte und an diesem Morgen die nächste Phase ihres gemeinsamen Lebens einleiten würde.

Er hielt ganz hinten auf dem leeren Gefängnisparkplatz und kurbelte die Seitenscheibe herunter, er brauchte frische Luft. Doch das genügte nicht. Er brauchte mehr, öffnete die Tür und streckte das linke Bein hinaus. Die chemisch gereinigte weite Anzughose flatterte in dem schwachen Aprilwind, und ein frisch geputzter Herrenschuh berührte den trockenen Asphalt.

Kaufhausmusik erklang aus dem scheppernden Autoradio mit den herabhängenden Anschlusskabeln, und er beugte sich zum Armaturenbrett vor, um es abzustellen. Langsam atmete er tief

durch und schloss die Augen, bis die Lichtblitze hinter seinen Lidern verschwanden. Dann meinte er, in der Stille aus dem Wäldchen, das an die Mauer grenzte, Vogelgezwitscher zu hören.

8.22 Uhr.

Noch achtunddreißig Minuten.

Die Karre war ziemlich am Ende, aber auf die Uhr konnte man sich verlassen.

Die Zeit, die ihn sonst immer hetzte, beunruhigte und ein Durcheinander verursachte, war heute von zentraler Bedeutung. Er hatte sich fest vorgenommen, pünktlich zu kommen. Und was hieß pünktlich? Das hieß um neun Uhr am 3. April. Der wichtigste Moment seit vielen, vielen Jahren.

Die winterkalte Frühjahrssonne erstarkte mit jeder Minute und warf ihre grellen Strahlen auf das einsame Fahrzeug vierzig Kilometer nördlich von Stockholm. Das Licht durchbrach die dreckige Scheibe. Ivan klappte die Sonnenblende herunter und betrachtete den äußeren, von Stacheldraht gekrönten Maschendrahtzaun. Justizvollzugsanstalt Österåker. Hier verbüßten Häftlinge, die zu langen Freiheitsstrafen verurteilt und als gefährlich eingestuft worden waren, den letzten Teil ihrer Strafe.

Je länger er sie anstarrte, desto klarer wurde ihm, dass es sich um eine hässliche Mauer handelte. Endloses Grau mit einer quietschroten Vorderseite, als ob das den Besucher froher stimmen könnte. Die Farbe war ihm scheißegal. Nur das Tor zählte und die Stahlpforte, die sich öffnen würde, denn durch diese Pforte würde sein ältester Sohn ins Freie treten. Genau in dem Moment, wenn ein eingesperrter Mensch seinen ersten Schritt in die Freiheit macht, trifft er seine Entscheidung – nicht während die Tage dort drinnen vergehen, denn hinter Gittern lässt sich kein klarer Gedanke fassen. Er selbst hatte dort drinnen weitergesoffen, ein nach Schimmel und Urin schmeckendes Gebräu, eine Mischung aus O-Saft,

fauligen Äpfeln und altem Brot, die hinter einem Heizkörper vergoren wurde. Aber als er vor zwei Jahren in die Freiheit getreten war, hatte er einen Entschluss gefasst. Keinen Tropfen mehr. Und daran hatte er sich gehalten. Ohne lächerliche Treffen und Wunderkuren, ohne im Kreis zu sitzen, sich an den Händen zu halten und gemeinsam zu singen.

Sie hatten zwar Ivan Duvnjac eingesperrt, aber nicht das, was in ihm steckte. Und wenn sich ein Vater verändern konnte, dann konnte ein Sohn es auch. Das würde nun gleich geschehen. Sobald Leo die Stahltür in der roten Mauer öffnete. Selbst wenn ein Vater einem kleinen Sohn gegenüber versagte, konnten sie sich als Erwachsene wiederfinden.

Motorengeräusch, von der abschüssigen, kurvenreichen Abzweigung.

Ein Auto, dessen Motorengeräusch kaum lauter als das Vogelgezwitscher war, mit dem es sich nun mischte. Ein japanischer Kleinwagen. Nicht ganz neu, aber blau und blitzsauber. Scheiben, durch die man mühelos hindurchsehen konnte. Das Auto hielt am anderen Ende des Parkplatzes. Er reckte sich und konnte auf den Vordersitzen eine Frau und einen Mann ausmachen. Andere Besucher, die ebenfalls auf eine schmerzlich vermisste Person warteten, die entlassen wurde – Entlassungen fanden immer zu dieser Tageszeit statt. Obwohl auf ihn die letzten beiden Male niemand gewartet hatte, nicht einmal die Mutter seiner drei Söhne.

Die Frau auf dem Beifahrersitz trug ein blau-weiß gepunktetes Kopftuch und eine dunkle Sonnenbrille. Dazu wohl einen Mantel. Der Mann am Lenkrad schien dunkelhaarig zu sein und einen neuen Haarschnitt zu benötigen. Aber solche Frisuren waren heutzutage offenbar modern.

Die Uhr am Armaturenbrett zeigte 8.33 Uhr. Noch siebenundzwanzig Minuten.

Sehr viel Zeit.

Ivan fuhr sich mit gespreizten Fingern durchs Haar und schaute in den Rückspiegel, nicht weil er unbedingt gut aussehen wollte, sondern weil die Veränderung, die sich in seinem Innern vollzogen hatte, auch äußerlich erkennbar sein sollte.

Dann öffnete sich eine Tür des anderen Autos. Die Frau. Sie ging zur Mauer, blieb dort stehen und wartete mit verschränkten Armen, das Gewicht gleichmäßig auf beide Beine verteilt, den Blick auf die Pforte gerichtet, konsequent, entschlossen.

Und plötzlich wusste er es.

Sie musste die Sonnenbrille gar nicht abnehmen.

Er wusste, wer sie war. Auf wen sie wartete.

Achtzehn Jahre. Die Vergangenheit, die ihn nicht kümmerte. Achtzehn Jahre lag es zurück, und dennoch waren ihre Beine und ihr Blick ebenso unverrückbar wie damals. Genau so hatte sie gestanden und ihn angesehen, als er ihre Wohnungstür geöffnet hatte und an ihren gemeinsamen Kindern vorbeimarschiert war, um sie in der Küche zu Tode zu prügeln.

Britt-Marie.

Gefühle verschwinden nicht. Der Hass lauert wie ein bösartiges Virus, um sich, wenn man es am wenigsten ahnt, zwischen zwei Gedanken auszudehnen und zu explodieren.

Er hatte seinen Finger auf den schwarzen Klingelknopf gelegt und die Wahl gehabt. Er hatte sich entschieden, *nicht* umzukehren, die Treppe *nicht* wieder hinunterzugehen. Heute würde er sich anders verhalten, und er fragte sich, ob das auch für sie galt.

Ivan reckte sich noch ein wenig vor und versuchte die Schmutzschicht an der Innenseite der Scheiben zumindest stellenweise wegzuwischen. Jetzt konnte er den Mann etwas besser sehen, und der Hass, den er in Schach halten musste, raubte ihm beinahe die Luft. Schon lange hatte er ihn nicht mehr so stark empfunden wie

jetzt, als er sich mit jeder Faser seines Körpers darauf vorbereitete, auszusteigen und auf Britt-Marie zuzugehen und auf den Mann, der noch im Auto saß und sich einbildete, auf *Ivans* Sohn warten zu können. Er wollte dem Schwein ins Gesicht sehen, um zu begreifen, was aus Britt-Marie geworden war, denn die Wahl ihres Partners sprach Bände.

Noch einen Blick in den Rückspiegel und mit gespreizten Fingern durchs Haar. Den Kragen seines Jacketts musste er herunterklappen und sein schwarzes Hemd ordentlich in den Hosenbund schieben.

Was immer geschehen war und was auch geschehen würde – sie gehörten zusammen.

Waren verbunden.

Bis in alle Ewigkeit, durch die gemeinsamen Kinder.

Verantwortung und Vertrauen, nach innen. Gegen die Welt da draußen.

Er stieg aus dem Auto und ging los. Wenn sie unbedingt dort stehen musste, dann würde auch er, der leibliche Vater, näher an der Entlassungspforte stehen als der neue Mann in seinem gewienerten Japaner. Ein neuer Mann? Warum hatte sie ihn mitgeschleppt? Was wusste er schon davon, wie einem das Gefängnis zusetzte? Wie oft hatte der Typ den Erhalt seiner Habseligkeiten quittiert und war in eine andere Wirklichkeit getreten?

Gar nichts wusste der. Ein Schlappschwanz, der sich im Auto versteckte.

Ivan hielt auf die Mauer und die Pforte zu. Er sah sich gezwungen, größere Schritte zu machen, um gelassener zu wirken. Was in seinem Innern brodelte, durfte nicht an die Oberfläche gelangen. Er durfte nicht zu schnell gehen, zu aggressiv, jeder Schritt musste Mäßigung widerspiegeln.

Dabei wollte er einen Blick zur Seite werfen und ins Auto spä-

hen, aber sie durfte nicht bemerken, wie sehr es ihn beschäftigte. Vielleicht würde sich der Langhaarige ja aus dem Auto bequemen, wenn ihr Exmann sie ansprach. Sie hatte ihm sicher alles erzählt. Wer er war oder für wen sie ihn hielt.

Britt-Marie.

So unverrückbar neben der Stahlpforte, die sich öffnen und ihren Sohn entlassen würde. Ivan ging auf sie zu, hielt aber am anderen Ende des Tores inne, um ihre Reaktion abzuwarten.

Kein Wort.

Kein Blick.

Wie eine Wachsfigur stand sie da, schweigend, und beachtete ihn nicht.

»Ich ... habe mich verändert, Britt-Marie.«

Als gäbe es ihn nicht. Als wären die Jahre des Schweigens nicht genug gewesen.

»Du warst nicht dort, Britt-Marie, in dem Haus, als wir festgenommen wurden.«

Ein rasender Schneesturm. Ein Fluchtfahrzeug, hilflos im Graben. Ein Sommerhaus, umzingelt vom Einsatzkommando der Polizei.

»Aber ich war dort. Als es geschah. Hörst du, Britt-Marie? Wenn ich nicht gewesen wäre ... Zum ersten Mal in meinem Leben, Britt-Marie, war ich zur falschen Zeit am falschen Ort und habe trotzdem das Richtige getan.«

Ich habe sie hingehalten. Hingehalten.

»Leo hätte nie aufgegeben. Das weißt du. Unser ältester Sohn hätte nicht überlebt. Hörst du mich, Britt-Marie?«

»Ivan?«

Sie sprach mit ihm. Er existierte wieder.

»Redest du dir das wirklich ein? Um dich selber besser zu ertragen? Hör zu, Ivan, du hast rein gar nichts verhindert! Wenn du ihre Kindheit nicht ruiniert hättest ... dann hätte Leo nie eine Bank



Anton Svensson

Der Andere

Thriller

Taschenbuch, Klappenbroschur, 512 Seiten, 12,5 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-48316-7

Goldmann

Erscheinungstermin: Dezember 2018

Leo wischt das Blut im Flur auf. Was geschehen ist, geht niemanden etwas an. Er trägt jetzt die Verantwortung für seine Brüder, während die Mutter im Krankenhaus und der Vater im Gefängnis ist. Und er weiß genau, was er tun wird – denn das Verbrechen liegt ihm im Blut ... Viele Jahre später verlässt Leo nach einer Serie schwerster Raubüberfälle das Gefängnis. Und er hat nur ein einziges Ziel: den perfekten Coup zu begehen. Doch zum ersten Mal muss er ohne seine Brüder planen. Und als Kriminalinspektor Broncks merkt, wer Leos neuer Partner ist, ändert sich alles. Diesmal ist er zu weit gegangen.



Der Titel im Katalog